

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 34 (1944)
Heft: 12

Artikel: Geneviève Crispin [Fortsetzung]
Autor: Erismann, A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636958>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

GENEVÈVE CRISPIN

Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen

von A. Erismann.

4. FORTSETZUNG

Geneviève zog die Augenbrauen hoch. Das war bei ihr gleichbedeutend wie ein Achselzucken.

„Sind die Kinder nicht hier?“

„Sie sind bei ihrer Tante Martine.“

„Wo wohnt die?“ — „Seit wann ist sie verheiratet? — Was ist ihr Mann?“

Auf alle diese Fragen konnte Geneviève keine Antwort geben.

Denise beschloss, ihre Oberschwester auszufragen über die Familie Belley, sobald sie wieder im Spital war. „Machen die Leute einen wohlhabenden Eindruck?“

Auch darauf wusste Geneviève keine Antwort. Sie hatte sich diese Frage noch gar nicht gestellt. Es interessierte sie auch nicht. Seit sie hier war, hatten die Rivières jeden Tag hier gegessen. Ob das wohl immer so war?

Geneviève wusste noch nicht, dass das Wirtschaftsgeld des Ehepaars auf Monate mit 19 Tagen berechnet war. Ihr Budget bedingte, dass sie mindestens zwanzig Mahlzeiten im Monat in der Haushaltung Belley einnehmen mussten. Die andern Mahlzeiten verteilte man auf wohlhabende Freunde. Jedenfalls fand man in der zweiten Hälfte des Monats das Ehepaar bei der Schwiegermutter. Sylvain verkündete das auch ganz offen. Er und Martine waren beide Schmarotzernaturen. Sie hätten sich ganz gut einrichten können, ohne Hungers zu sterben. Sie verfügten über genügend Mittel. Toto hätte sich schliesslich anders eingerichtet, aber Martine wollte nicht verzichten auf die Möglichkeit, jedes Jahr einen neuen Wagen zu kaufen, alle neuesten Theater und bisweilen auch Nachtlokale zu besuchen. Ihr Chemiestudium war nicht ernst gemeint, es gab ihr einen gewissen Nimbus. Während sie ihre Kurse besuchte, wurde sie von gewissenlosen Mägden bestohlen, aber lieber das, als selbst Hausgeschäfte besorgen. Sie hatte keine Ahnung von Lebensmittelpreisen, sie überliess es ihrer Schneiderin, Stoffe für ihre Kleider für sie zu kaufen und bezahlte dafür das Doppelte. Wenn sie aus der Akademie kam, wurden Einkäufe gemacht oder Freundinnen besucht, man ging in ein Vergnügungsort, und so kam sie niemals zum Abschluss ihrer Studien.

Der arme Sylvain, dessen grösste Sorge seine Gesundheit war, hätte gewiss manchmal die Abende lieber in seiner modern eingerichteten Wohnung verbracht; aber Martine kommandierte und er schwieg.

Wie waren die beiden zusammengekommen? Ihre Ehe dauerte schon fünf Jahre. Damals war Sylvain in einer Oelfirma beschäftigt. Martine mit ihrem lebhaften Temperament hatte ihm den Kopf verdreht. Er hatte sich dagegen gewehrt, aber sie hatte ihn nicht mehr ausgelassen, bis er zuletzt besiegt war. Es schmeichelte ihr, als erste ihres Freundinnenkreises mit der weissen Brautschleppe in die Kirche treten zu können. Sie sehnte sich darnach, als junge Frau mehr Freiheit zu geniessen und nicht mehr immer an der Seite der koketten Mutter möglichst kindlich aussehen zu müssen. Schliesslich hatten sie geheiratet.

„Und der Doktor? Er muss sehr sympathisch sein, seine Kranken vergöttern ihn. Wir haben gegenwärtig in der Klinik eine zwölfjährige Patientin. Ein ganz merkwürdiger

Fall. Der Doktor hat gewiss bei Tisch darüber gesprochen? — Nein? Die Eltern sind arm, er hat erreicht, dass das Kind in die teure Klinik kam. Die Kleine betet ihn förmlich an. Es ist rührend. Er muss Kinder sehr lieb haben. Er gibt sich sicher mit seinen eigenen viel ab?“

„Er hat dazu kaum Zeit.“

Geneviève staunte. Der Doktor schenkte seinen Kindern kaum Beachtung. Aber sie behielt ihre Betrachtung für sich. Je älter sie wurde, um so verschlossener war sie, ganz im Gegensatz zu ihrer Schwester. Sie kümmerte sich nie um die Handlungen anderer, und wenn sie ihr dennoch bekannt waren, so sprach sie nie darüber. Sie lebte immer noch in der Vergangenheit, in Noisy-le-Roi.

Sie konnte es gar nicht verstehen, dass alle diese Details im Leben ihrer Schwester von Wichtigkeit sein konnten.

Denise fuhr fort: „Es scheint, dass Doktor Belley in seiner Ehe nicht sehr glücklich war, gerade wie sein Vater, der ein Biologe von grossem Ruf gewesen ist und den seine Frau nie verstanden hat. Wie findest du sie übrigens? Sie lebt ganz auf Kosten ihres Sohnes, nicht? Sie kam zu ihm, als seine Frau gestorben war, unter dem Vorwand, sich um die Kinder zu bekümmern. In Wirklichkeit aber, um gut und sorglos leben zu können, so sagte es mir die Cousine eines Freundes des Doktors, die bei uns Wärterin ist. Sie kommt mit ihm öfters beim Bridge zusammen. Er scheint ein guter Spieler zu sein. Spielt ihr am Abend, wenn er da ist, auch?“

„Nein, der Doktor ist abends nie da, und auch Frau Belley geht oft aus. Ich bringe die Kinder zu Bett, und dann geh ich auch schlafen.“

„Schläfst du gut?“

„Nein.“

„Nimm Lindenblütentee, oder bitte den Doktor um etwas.“

Geneviève hob den Kopf. Zum erstenmal während ihrer Unterhaltung lächelte sie.

„Oh nein, ich möchte es nicht machen wie sein Schwager, der jedesmal, wenn er kommt, eine neue Spezialität verlangt.“

Denise lachte fröhlich auf, als sie sah, dass sich die verschlossenen Züge ihrer Schwester endlich entspannten. Es tat ihr leid, dass Geneviève so litt unter den veränderten Verhältnissen.

Man hörte streitende Stimmen. Die Kinder waren zurückgekehrt. Geneviève ging hinaus und kam dann mit dem wütenden Noel wieder herein. „Ein böser kleiner Junge, der seine Schwester Monika nicht arbeiten lassen will.“

Denises freundliches Gesicht schien Noel zu gefallen. Er sagte ihr guten Tag.

„Darf ich hier spielen?“

„Nein, du bleibst viel besser in eurem Zimmer.“

Er wühlte mit den Händen in seinen blonden Haaren und stiess zwischen den Zähnen hervor: „Ich will aber hier bleiben.“

Corsets L. Müller, Bern Spitalgasse 14, 3. Stock
Telephon 3 20 55

Eben als Geneviève ihn hinausführen wollte, kam Josette herein und bat: „Noel, komm doch zu mir, ich bin ganz allein. Warum kommt Fräulein nicht mit?“ Sie begrüßte Denise ebenfalls und betrachtete sie ernsthaft mit ihren grossen blauen Augen. Aber schnell wanderten die Blicke wieder zu Geneviève. Das Kind liebte das seltene Lächeln in dem sanften Gesicht und die weiche monotone Stimme des Fräuleins.

Geneviève seufzte. Wenn sie zuhause blieb, so respektierte Madame Belley ihre Freizeit gar nicht. Weder die Grossmutter noch das Zimmermädchen dachten daran, die Kinder zu hüten. Die beiden Kleinen rannten beständig hin und her. Monika arbeitete oder las. Sie war sehr gewissenhaft für ihr Alter. Hie und da hütete sie Josette oder schalt mit Noel. Man merkte den Kindern an, dass sie oft auf sich selbst angewiesen oder der Unvernunft einer Madame Belley oder Martine ausgeliefert waren. Monika war dadurch reifer geworden. Sie rief auch jetzt: „Lasst das Fräulein in Ruhe, sie hat ja Besuch.“ Die beiden Kleinen waren für einen Moment draussen.

Denise hatte sich erhoben. „Ich gehe jetzt. Ah, beinahe hätte ich vergessen. Ich habe ein paar Einladungen von Leuten, denen ich unsere neuen Adressen geschrieben hatte. Kannst du dich wohl freimachen?“

„Ich weiss es nicht. Es wird nicht so leicht sein.“

„Warum?“

„Es ist sicher besser, wenn du allein gehst.“

„Das wäre aber doch schade.“

Geneviève zuckte die Achseln. Sie fürchtete sich vor den Menschen. In ihrer Freizeit suchte sie alte Freunde oder alte Professoren auf, mit denen man von vergangenen Zeiten plaudern konnte.

Sie führte Denise hinaus und schloss hinter ihr die Entréetüre zu. Sie konnte sich an diese Türe nicht gewöhnen, die immer geschlossen sein musste und auf eine unpersönliche Treppe hinausging. Sie löschte das Licht im Gang und kam wieder zu den Kindern. Sie hörte, dass Alice, das Zimmermädchen, wieder an der Nähmaschine in ihrem Zimmer sass. Sie seufzte. Was hätte sie nicht darum gegeben, einen noch so kleinen Raum für sich zu haben. Ein Stübchen, in dem sie ihre kleinen Familienandenken und Photos hätte aufstellen können. Und zwischen andern Bildern das Gesicht Brunos mit 20 Jahren mit seinem weichen Mund und den dunkeln Augen.

Sie verjagte den Gedanken, als sie die Türe zum Kinderzimmer aufmachte. Die Kleinen waren allein. Sie mussten sich gezannt haben, denn Josette hatte verweinte Augen, und Noel biss die Zähne zusammen. Geneviève lächelte mild und abwesend.

„Noel, es ist Zeit fürs Klavier, du musst üben.“

Er machte eine unwillige Bewegung, und Josette jammerte: „Dann bin ich wieder ganz allein. Monika arbeitet, Grossmama ist beim Coiffeur, Martine kommt heute nicht, und Papa isst in der Stadt. Wenn ich ganz artig bin, wirst du dann singen, wenn Noel geübt hat?“ Geneviève fuhr ihr liebkosend durch die Locken: „Ich weiss keine Lieder mehr!“

6. Kapitel.

„Ich habe kaum mehr Zeit zum Mittagessen. Patrice verspätet sich jeden Tag mehr. Dabei sollte ich um zwei Uhr im Büro sein. Um halb zwei Uhr kommt er endlich.“

„Das Mädchen weigert sich, das Essen zweimal aufzutragen.“

„Er weiss doch, dass das hastige Herunterschlingen meinem Magen schadet. Er kommt gewiss wieder erst beim Dessert.“

„Wenn er überhaupt noch kommt. Zuletzt wird er noch das Mittagessen vergessen. Es sind schon ein paar Patienten im Wartzimmer. Es läutet ja in einem fort.“

Noel unterbrach den Dialog des Ehepaars Rivière: „Warum speisest du nicht bei dir zuhause, Toto, wenn es dich doch aufregt. Du hast ja keine Patienten.“

Sylvain Rivière kehrte sich gegen seinen Neffen: „Wie? Ich hätte keine Kunden? Ich habe so viele wie dein Vater. Mein Geschäft ist gerade so wichtig.“

„Ja, aber eines, das mittags 12 Uhr schliesst“, sagte jetzt Madame Belley gereizt. „Diese Patienten! Welche Geduldsprobe! Niemals eine Minute Ruhe. Keine Ordnung. Diese Aerzte sind nie frei. Immer in Ketten. Mich kannst du bedauern, Sylvain: ich lebe seit 35 Jahren in dieser Pein. Wie der Vater, so der Sohn.“

Sie stiess einen tiefen Seufzer aus, stützte die Ellenbogen auf den Tisch und betrachtete ihre Fingernägel. „A propos, Martine, wie findest du das Rouge von Margret Arden?“

„Ich fand es etwas fad. Bei Alfred Muriet fand ich ein leuchtenderes Rot.“

(Fortsetzung folgt!)

BERNER WOCHE

Almanach



Was kostet ein 1000-Bomber-Angriff?

Der Krieg hat in der ganzen Welt die grösste und schwierigste mathematische Formel zur Aufgabe gestellt und ihre beste Lösung sei der vielversprochene Endsieg. Sieg oder Verderben, beide stehen heute noch für alle Völker auf dem gleichen Nenner und wer stürzt, das bestimmt die Zahl X. Denn Zahlen kommandieren heute den Krieg. Wie höher ihren Wert, desto besser für den Freund und schlimmer für den Feind. 20 000 Tonnen Bruttoregister versenkt, 50 000 Gefangene, 10 000 Gefallene und Verwundete, das sind Sen-

tenzen, die bald seit fünf Jahren ein gewohnheitsgemässes Communiqué « illustrieren ». Und mit der Steigerung der Kriegsproduktion werden diese Zahlen noch erhöht, ja sogar noch multipliziert. So kennen wir neuerdings aus den Nachrichten den 1000-Bomber-Angriff. Er zählt gegenwärtig zu den aktuellsten « Kriegstiteln ». Ueber die Verwüstungen und Verluste haben wir durch Betroffene schon zahlreiche tragische Schicksale vernommen. Wer kümmert sich aber um die finanzielle Seite eines solchen Angriffs? Zum Vergleich zu den materiellen Schäden aus bombardierten Gebieten, die gesamthaft einen fast unglaublichen Verlust in Franken immer noch mehr häufen (Menschenopfer scheinen längst nicht mehr die grössten Sorgen zu sein), werfen wir einmal einen Blick auf die finanzielle Seite eines 1000-Bomber-Angriffs. Auch hier kennt das Kapital keine Grenzen. Nur die Herstellungskosten von 1000 Bomber belaufen sich auf ungefähr 300 Millionen Franken.

Dazu kommen die verschiedenen Abwurfbomben, die vollständige Ausrüstung der Besatzung und ihre Verproviantierung für mindestens drei Tage (Langstreckenbomber), der Treibstoff für Hin- und Rückflug von fast 5 Millionen Liter, eventuelle Entschädigungen für bombardiertes neutrales Gebiet und dann der Sold... ich rechne gesamthaft 156 Millionen Franken. Im Total ergibt sich also das unglaubliche Resultat von 456 Millionen Franken. Staunend fragen wir uns, ist so etwas überhaupt nur möglich. Wenn morgen wieder 1000 Bomber über Deutschland surren, könnte man mit diesen Auslagen für 20 Tage die ganze Bevölkerung der Schweiz ernähren.

Zahlen sprechen und Menschen schweigen!

(Ein genau ausgerechnetes Resultat lässt sich hier nicht ermitteln, denn das hängt jeweils von der erfolgreichen Kriegführung ab, die ein Mehr oder Weniger stark beeinflussen.) Ti.